

jeder unbefangenen Erforschung der Natur: Staunen und Bewunderung vor der gewaltigen Größe der Natur und Ehrfurcht vor den Rätseln und Geheimnissen, die über die Natur hinausweisen.

Das tatsächliche Wissen über das Leben des Weltmeeres vermittelt uns der Verfasser, indem er den Leser einfach eine Meerfahrt mitmachen läßt und uns auf die jeweils sichtbar werdenden größeren Lebewesen aufmerksam macht. Da nun diese größeren Tiere leben müssen, geht er über auf die dem Auge unsichtbaren Lebewesen im Meere selbst. Wir werden da gleichzeitig bekannt gemacht mit den Gang- und Zählmethoden der im Wasser schwebenden Kleintwelt, die sich zum größten Teil aus einzelligen Wesen, pflanzlichen und tierischen, zusammensetzt. Sehr schön sind die Ausführungen über die „Lebensgemeinschaft“ all dieser Lebewesen, wie die einen, die wir deshalb Pflanzen nennen müssen, aus den unbelebten Stoffen jene Substanzen bereiten, von denen die tierischen bei ihrem Aufbau ausgehen müssen. Es werden die Schichtungen besprochen, die durch die kosmischen Verschiedenheiten des Lichtes und der Wärme in der Breiten- und Tiefenausdehnung des Meeres erzeugt werden. Wir erfahren, wie die Tiere und Pflanzen je nach der Tiefenstufe, in der sie leben, sich anpassen an das immer mehr erlöschende Licht; wie in den größeren Tiefen, in die kein Lichtstrahl mehr dringt, mehr und mehr das selbsterzeugte Licht (man könnte „künstliches“ Licht sagen) tritt, und wie diese künstlichen Lichtquellen sowohl bei den Raub- wie den Beutetieren auf die sinnigste Weise gebraucht werden.

Es stellt sich heraus, daß das Meer in seiner ganzen Ausdehnung belebt ist, mehr oder weniger natürlich, aber leere Stellen hat man nicht gefunden. Selbst auf dem Boden der Meere finden sich höhere Lebensformen, die da unten den gleichsam von oben her stets herabsinkenden Strom von toten Lebewesen ausnützen. Nur da, wo der „Rote Ton“ als gleichmäßige zähe Masse den Boden überdeckt, gibt es weder Leben noch erhalten sich dort Überreste der zu Boden gesunkenen abgestorbenen Körper.

Es wird weiter gezeigt, welche Rolle Meeres- und Windströmungen im Kreislauf des Lebens im Meere spielen, und schließlich noch, was das feste Land dazu beiträgt und wie es gestaltend eingreift. Dadurch ist nun alles, Land und Wasser, Licht, Wärme, Luft, Tiere und Pflanzen zu einer Lebensgemeinschaft verbunden. Gerade diese Ganzheitsbeziehungen

weist der Verfasser besonders gerne nach, und sie sind es auch am meisten, die uns wirkliche Ehrfurcht abnötigen und die Frage nach dem Woher und Wozu förmlich aufdrängen.

Daß es noch viele Rätsel gibt, sagt der Verfasser oft; darunter sind solche, z. B. die Lebensgeschichte des Aales, die „bei weitem die Grenze unseres Verstehens überschreiten; die Wissenschaft ist da einstweilen am Ende ihres Könnens“.

Wir können das Buch unsern Lesern sehr empfehlen. Man findet da wirkliche Wissenschaft in verständlicher Form.

R. Frank S. J.

Lyrik

Konrad Weiß, *Das Herz des Wortes. Gedichte.* (118 S.) Augsburg 1929, Benno Gilsfer. M 7.—

Ders., *Die Löwin. Vier Begegnungen* (132 S.). Ebd. 1929. M 8,50

Ders., *Tantalus.* (80 S.) Ebd. 1929. M 6.—

Konrad Weiß ist eines der starken Symptome der heutigen Wandlung, deren letzter Sinn immer noch verhangen ist. Er hat sich einmal in einem offenen Brief an Desiderius Lenz zu einer Beuroner Kunst bekannt, die nicht aus einem Absehen von der heutigen Entwicklung gewonnen würde, sondern durch sie hindurch: nicht als eine Rückkehr, sondern als Hindurchringen zu kommendem Ziel. Von diesem Programm ist geblieben: das Hindurch in die Urlinien. In der „Löwin“ ist es so ausgedrückt: „Was ich jetzt schreibe, ist der Versuch zu der Wahrheit dessen, was keine Wahrheit hat als in dem Abbruch von der eigenen Bewegung und wahr werden will in dem Herausgetreten sein aus der Flucht in dem Außern unserer Grenzen“ (74 f.). Folgerichtig dazu zielt sein Gestalten in eine doppelte Objektivität: die legendenhaft-kindliche Objektivität des Mittelalters (wie die Gedichte zeigen) und die transzendent-ekstatische Objektivität der russischen Iktone. Aber in Wirklichkeit geschieht ein anderes: das Stehen in der Bewegung „von weg zu“. Von seinem Ziel her kommt in seine Schöpfungen teils eine mittelalterliche Legendeneinfalt teils das Überweltliche der östlichen Iktone. Aber das ist nur ein ferner Schimmer, der in das verhangene, undurchsichtige Werden fällt. Darum zeigen seine Schöpfungen das Mittelalterliche viel mehr im Charakter eines urdeutschen Wühlens und Ringens und das Östliche viel mehr im unheimlichen Chaos. Beides aber verstärkt sich noch durch das Grundthema,

dem Weiß eigentlich von Anfang an verhasstet war: die Fleischwerdung des Wortes. Das Geheimnis der Menschwerdung wird ihm geradezu zu einer Art Sanktionierung des Werdehaften (im deutschen wie östlichen Sinn).

Man wird wohl an die Art denken, wie ein Rainer Maria Rilke in den „Duineser Elegien“ mit dem gesteigerten Formideal der „Gedichte“ und „Neuen Gedichte“ brach, um in dasselbe Geheimnis des Werdehaften hinabzusteigen. Aber bei ihm ist es doch ein Hinabsteigen, das von der durchsichtigen Form ausgeht und sie selbst im Hinabsteigen nicht verläßt. Auch Reinhard Johannes Sorges „Bettler“ kommt ins Gedächtnis. Aber bei ihm wird das Problem doch zuletzt anschauliche Gestalt: im „Metanoite“. Weiß' Schöpfungen münden im Unterschied dazu durch alle scheinbare Musik, durch alle scheinbare Farbenglut in die wühlende Theorie oder besser Problematik. Dem, was man „künstlerischen Genuß“ nennt, können sie darum wohl kaum dienen. Aber dem, der im Antlitz der Gegenwart forscht, bieten sie reiche Hilfe. Sie reihen sich ein in die heutige Musik wie Malerei (Caspar's Bilder in den Büchern Weiß' sind geradezu der Kommentar zu ihnen). Sie tragen in sich darum die mehrfache Doppeldeutigkeit, die diesen eignet. Ist es Abkehr von glatter Form in „deutsches Werden“ oder „russisches Chaos“? Ist es Einkehr in das Urbafte der Kreatur als lebendige Einkehr oder als intellektualistische Problematik? Erich Przywara S. J.

Romane

Greif, Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes. Roman von Juliana v. Stockhausen. Zwei Bände. I. Buch: Der Reiter. 8° (310 S.) M 6.—, geb. 8.— II. Buch: Das wahre Deutschland. 8° (447 S.) M 8.50, geb. 11.— München o. J. (1927/28), Kösel & Pustet.

„Von Enkel zu Enkel geht der Kampf, und Mensch um Mensch bringt das Opfer, damit der Sieg erreicht werde; darum litten diese Menschen, aber sie wußten es noch nicht, ihre Augen waren gebunden. — Geschlecht um Geschlecht muß hinabsteigen, ehe es Friede wird.“ So trifft es auch das Geschlecht der Greifs, dessen Schicksal, hineingekommen in Niedergang und Aufstieg eines ganzen Volkes, Juliana v. Stockhausen in diesem Werke zu gestalten unternommen hat.

Der Roman umspannt den Inhalt der Zeit zwischen 1800 und 1870. Alexander v. Greif, der „Reiter“ des ersten Buches, kommt aus dem Ungarland heraufgeritten, wo er den Vater

früh verlor und die Mutter zurückließ. In der badischen Heimat, wo des Geschlechtes altes Schloß steht, will er rasten. Doch nicht lange hält es ihn, sein unruhiges Herz und die lockende Gestalt des großen Napoleon rufen ihn ins Feld, dort sein Schicksal zu suchen. Da tritt ihm in Camilla jenes Menschenkind entgegen, das als die stärkere Macht unbeugsam das Geschick des Greifengeschlechtes gestaltet. Auf Rußlands Eisfeldern bricht in Alexanders Herzen der große Traum zusammen, da Napoleon das anvertraute Heer verläßt. Vor dem Maltartar zu Bamberg findet der Flüchtling seinen deutschen Frühling, doch für ihn, den Reiter, ist es Zeit zur Ernte geworden: bei Mundolsheim im Elsaß, auf neuer deutscher Heimat Erde, ist ihm sein Grab geworden. Nun ist die Stunde der Erweckung für die junge Witwe gekommen. Wie sie das Geschlecht der Greifs bewahrt, ist Inhalt des zweiten Buches. Viktor, der junge Greif, ist anders geworden als sein Vater, der Geist der toten Helden war nicht in ihm. Da rettet Camilla vor rohen aufständischen Häufen das alte Schloß, sie errichtet dem verarmten Viktor und seinen Kindern aus Schuldenlast und Zusammenbruch mit fester Hand auf Greifenau neu das letzte Heim, bis der Traum vom neuen Reich in ihren Enkeln sich zur Erfüllung neigt.

Ein weiterer Weg ist es, der von dem „Brennenden Land“ und der „Lichterstadt“ nach Greifenau führt (vgl. diese Zeitschrift 100 [1921], 233 f.; 104 [1923], 296 ff.). Die Stockhausen ist selber an diesem Werk und in ihm reifer geworden. In packender Lebendigkeit stehen die Ereignisse lebensnah vor uns: Schlacht und politischer Kampf, das traute Familienleben und vieles Arte von echt fraulichem Wesen, und schöner noch die innere Lebendigkeit dieser Menschen in ihren kleinen Kreisen. Adel der Gesinnung und Vornehmheit des Wesens stellen Camilla in die Mitte des Geschehens und der persönlichen Anteilnahme. Sie erhält mit stiller, fast unheimlicher Entschlossenheit den Heldengeist der Toten lebendig. Diese Macht in einer Frauenseele, die eigenes und fremdes Lebensgeschick auf Generationen hinaus bewahrt, muß aus tiefen Quellen fließen, Quellen der Gnade und des Leidens: „Durch die Fenster sah sie jenseits im grauen Frühnebel das Kreuz der Pfarrkirche. Sie faltete die Hände. Ihr Mund lächelte fromm. Dort grüßte im kommenden Morgen das Kreuz. Sie wußte darum, nahm es auf sich und liebte es.“ Mehr selbstverständlich, als bewußt gepflegt, erscheint ihre Frömmigkeit, die sich mit der rastlosen Tat begnügt und scheinbar keine